

Serpent

Nr. 7, Dezember 2019
Die Illustrierte für Arbeitslose



Ich hatte stets das Gefühl

Vormittags kommt der Anruf. Und du gehst nicht ans Telefon. Weil eben erst aufgestanden. Möchtest niemandem sprechen weil du weißt, was passiert ist. Stellst dir vor: Beatmungsgerät und Pumpen aus Kunststoff. Stellst dir vor: Katheder und Nachttopf. Stellst dir vor wie er selbst auf die Toilette ging weil die Pflegerin minutenlang nicht kam. Die Beine, die den Rumpf kaum aushalten. Wie er ausrutscht im Badezimmer in der eigenen Pisse. Und mit der Stirn aufs Urinal knallt. Und dann – minutenlang – daliegt. Aber die größte Demütigung ist, um Hilfe zu bitten.

Auf seiner Haut sind überall Blutergüsse.

Sie sagen; *Ein Wunder, dass nichts gebrochen ist.*

Ich zog als Kind die Röcke meiner Oma an – manchmal drei Lagen übereinander – und drehte mich bis mir schwindelig wurde.

Ich kroch den ganzen Tag mit meiner Schwester durch das Unterholz, auf dem Grundstück nebenan, im hohen Gras. Einmal fanden wir ein altes Vogelnest. Wir brachten es mit und legten es auf die Veranda.

Seltsam, dass sich draußen nichts regt. Nur das Innere sich regt. Seltsam der Widerstand dagegen: In das Haus zu gehen in dem du aufgewachsen bist. Als Kind hast du dieses Haus mitgenommen. Und alle Zimmer darin. Den Garten, den du das nächste Mal erst wieder betreten wolltest ist jetzt fort.

Von den Details, der Ordnung der Dinge. Die Ordnung der Dinge als Identität. Als dein Eigentum, dein Selbst. Eine Ordnung, die nur innerhalb dieser Räume besteht. Dann: Die Invasion der Soßenflecken auf weißen Tischdecken. Die ungebügelten Falten auf den Spannbetttüchern. Verschimmeltes Brot in der Truhe und Besteck das nicht dort liegt, wo es soll.

Sie sagen; *Die machen alles allein. Bis nichts mehr geht. Auf die Toilette und so weiter. Vier mal Nachts.*

Aus dem Gartenzimmer kommt Musik.

Du kennst den Weg.

Gehst nach unten wo Keller, Schlafzimmer und Gartenzimmer sind. Du weißt, wo die Wäsche steht und die Milch und wo das Testament liegt und die Glock 17 Kaliber 9mm, die du dir als Jugendlicher an die Schläfe gehalten hast.

Betrachtest die Porträts in dünnen Holzrahmen von Leuten, die du nicht kennst oder nicht wiedererkennst und dann ist klar, das nichts, nichts, nichts hier dein ist aber alles, alles, alles schon auf dem Müll und erst, wenn kein Stein mehr auf dem anderen liegt

bist du sesshaft.



To LP

Romantic love, we're told, is something rare and precious,
shared love is like the sweet sweet icing of a double-chocolate cupcake:
two hearts and two souls melt into one sticky sugary substance in a paper
muffin form.

Each one in its own separate private nest on the muffin pan conform
with what they told us love was like: "The two of us against the world",

and if by some mistake
the dough spills over and more cupcakes on the pan connect
the baker throws them in the trash without a second thought or due
respect.

Gefrorene Straße

Im Traum stand ich auf dem kleinen Berg, der lange Zeit Teil meines Schulweges gewesen war. Anstelle der Straße lag ein Fluss. Ich trug einen schwarzen, mit Luft gefüllten Reifen bei mir.

Der Fluss war gefroren und wand sich in Serpentinen den Berg herab. Ohne mich umzusehen, setzte ich mich auf den Reifen und rutschte auf ihm flussabwärts. Die Sache war nicht ungefährlich, denn ich war mir nicht sicher, ob mich das Eis tragen würde. Während der Abfahrt versuchte ich Pfützen, die sich hier und da auf dem Eis gebildet hatten, zu vermeiden. Mir kam die Idee, dass die Pfützen Löcher im Eis anzeigen könnten. Es gelang mir jedoch die Pfützen zu umkurven, indem ich mit meinen Handflächen und den Fersen den Reifen navigierte, dabei aber nasse Hände bekam. Der Fluss mündete schließlich in ein unbekanntes Meer, dessen Küste dem Ufer der Saale ähnelte. Der Reifen kam vor der Auflösung des Flusses im Ozean zum Stehen und ich ging auf dem Eis zum rechten Ufer, dessen mannshohe Böschung ich erkletterte. Von Kälte bemerkte ich nichts.

Ich gelangte auf eine Wiese und dort standen zwei Streifenwagen – ich schlenderte auf sie zu und an ihnen vorbei. Die Beamten tranken Kaffee, sie schienen auf etwas oder jemanden zu warten und störten sich nicht an mir.

Mir fiel auf, dass ihnen gegenüber – unter jungen Birken – Boatpeople in Handtüchern saßen.

Diese sprachen leise miteinander. Ich setzte meinen Weg geradlinig fort, überstieg einen Ast, durchquerte eine kleine Senke, verlies das kleine Wäldchen und kam in ein Flüchtlingslager.

Dieses war nur schemenhaft zu erkennen und die drei, vier Gebäude, die ich ausmachen konnte, sahen aus wie dunkle, fensterlose Quader. Die Dämmerung war angebrochen. Im Lager besuchte ich zwei Menschen, die sitzend auf mich warteten. Ich gesellte mich zu ihnen und wir besprachen etwas, aber der Inhalt des Gespräches blieb dunkel. Hinter den beiden Freunden, durch die Lücke zwischen beiden zu sehen, saß X., die mich erwartungsvoll anblickte. Ich unterbrach das Gespräch recht ruckartig und ging, einen kleinen Bogen beschreibend, zu ihr und wollte sie küssen.

Als ich mich jedoch ihrer Wange näherte, es glückte mir beinahe, wendete sie sich ab.

Zum Spielplatz hinabgesunken

Auf dem Spielplatz stehen die veralteten, nutzlos gewordenen Werkzeuge: die Rutsche ist das ungelenke Förderband, die Wippe der altmodische Kran und das Trampolin ist das straffgezogene Netz, welches die fallenden Früchte der Bäume fing. Die Schaukel ist ein schwingendes Rätsel und vielleicht älter als das Privateigentum und die männliche Herrschaft.

Varlin

صورة من ليالي برلين

عيونها تعرف وطني
فهل تدرك برلين قلبي؟
و تمسح عنه أيام عثراتي
هل تدرك أني مازلت طفلاً
و أني لم أكتب بعد
لحببتي سطراً
هل أخبر الشوارع هنا أني منزعج
من ضجيجها؟
لكن كيف؟
هي جميلة هكذا
أنا مجنون
غاضب ثائر
لِمَ لا يكون لي
زيتونة و قمر
أو وطن و قدر
لما تنشر شظايا جسدي المتبقية
بين المقااهي
و على الكتب و نسائها
لِمَ لا تعلقني لوحه في لياليها
ولو لساعاتٍ
أو بضعاً من الثوانى
هل تدرك برلين حبي؟
فنلتقي كلقاء الشمس
بسيدة القمر
هل أنا غريب
بين سراب خمرها
و جنون أفكارها
هل تدرك؟ .. أم تصمت؟
و تكبر عليّ
كورق الخريف
أتعثر في طريقي إليها.

„Porträt in Berliner Nächten“

Die Augen von Berlin kennen meine Heimat.

Doch begreift die Stadt mein Herz?

Begreift die Stadt, dass ich noch ein Kind bin?

Dass ich noch keine einzige Zeile für meine Geliebte geschrieben habe?

Soll ich den Straßen hier erzählen, dass ich unruhig werde durch ihren Lärm?

Aber wie?

Berlin ist schön, so wie es ist.

Ich bin der Verrückte, der Zornige, der Revolutionär.

Warum besitze ich keine heilige Olive und keinen Mond,

Keine Heimat und kein Schicksal?

Warum zerstreut die Stadt die restlichen Splitter meines Körpers

Zwischen den Cafés und Büchern und Frauen?

Warum hängt sie mich nicht als Porträt in ihre Nächte?

Zumindest für ein paar Stunden,

Oder auch nur für ein paar Sekunden.

Erkennt Berlin meine Liebe?

Und wir treffen uns,

Wie ein Treffen der Sonne mit der Lady des Mondes.

Bin ich ein Fremder?

Liebestrunken,

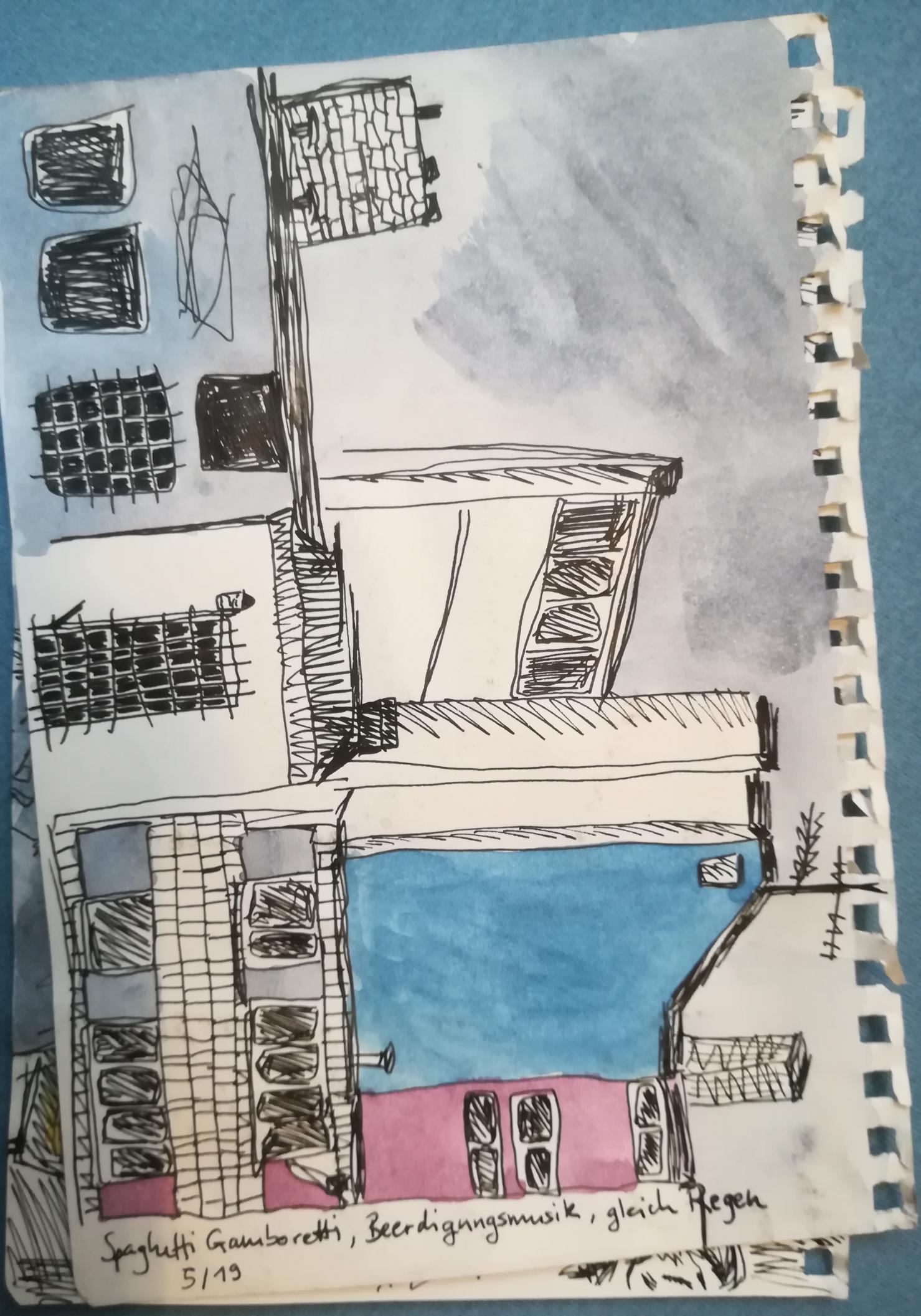
Zwischen der Verrücktheit ihrer Gedanken.

Erkennt sie mich, oder ist sie still?

Hebt sie sich von mir ab?

Wie ein Laubblatt im Herbst,

Stolpere ich auf dem Weg zu ihr.

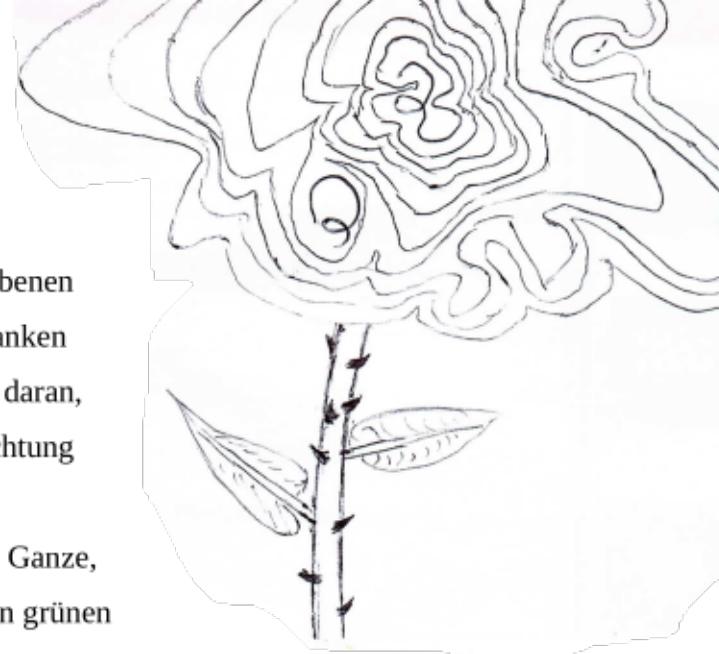


Spaghetti Gamboretti, Beerdigungsmusik, gleich Regen
5/19

Keine Naturbeobachtung

Was mir auf dem Weg zum Grab meines viel zu früh gestorbenen Freundes dann doch aufgefallen war, waren die Brombeerranken auf der Nordseite eines Wäldchens. Ich erinnere mich noch daran, dass ich mich darüber wunderte, dass die Ranken in die Richtung wuchsen, wo sie nie Sonne bekamen.

„Ich dachte, Pflanzen wissen sowas“, kommentierte ich das Ganze, fühlte mich bestätigt durch die vielen verhuzelten, winzigen grünen Beeren, die an den Ranken zu sehen waren.



Meine Begleitung hatte zuvor schon die zahllosen Buchenschösslinge bemerkt, von denen die meisten niemals zu einem Baum werden. „Aber es sind ja trotzdem vollwertige Pflanzen“, meinte sie. Darauf konnten wir uns, an diesem Tag, einigen.

Auf dem Rückweg dann wiederum der Brombeerstrauch. Und die Lösung des Rätsels: Ich nahm – nun erst – doch ein starkes Drängen zur Sonne wahr. Da die Ranken dazu allerdings über den Fußweg hätten wachsen müssen, hatte ich diese Möglichkeit vorausseilend ausgeschlossen, als kümmerte es die Ranken, wohin sie wuchsen.

Die Brombeerfalte hat den Luxus, in völliger Klarheit zu leben. Sie weiß zu jeder Zeit, was zu tun ist, was ihr Ziel ist. Für sie gibt es nichts weiter zu berücksichtigen. Ihr Leben ist einfach. Immer der Sonne nach.

Das sind Dinge, nach denen alle suchen: Klarheit. Rücksichtslosigkeit. Einfachheit. Ein Ziel.
Ist das nun beneidenswert?

Die Brombeerfalte lebt ihr ganzes Leben in Unkenntnis darüber, dass eben dieses Leben durch die spezifische Kartographie des Ortes, von dem aus zu wachsen sie nicht hatte wählen können, geprägt ist und dass Prozesse von außen, die für ihr Selbst vollkommen irrelevant sind, die Macht haben, dieses zu verstümmeln oder unter Umständen zu töten.

Und die Buchenschösslinge sind wie Menschen: Die wenigstens von ihnen schaffen es, zu leben, die meisten gehen kaputt und wissen es nicht.

Der Anruf

Eines Tages erhielt ich dann endlich den Anruf der Bundesanstalt für die Schikanierung des kleinen Mannes, auf den ich mich all die Jahre vorbereitet hatte. Mein Plan war es ursprünglich gewesen, ein Standardwerk über Schimpfkanonaden zu lesen, zu verinnerlichen und anschließend zu vergessen, denn ich hatte erfahren, dass dies das korrekte Vorgehen in dieser Situation sei.

Diesen Plan war ich später gezwungen, aufzugeben: Das besagte Standardwerk war in keinem der drei Antiquariate erhältlich, die die Autorin mir auf meine Anfrage hin genannt hatte. Dieser Verlauf der Dinge entmutigte mich so sehr, dass ich Rat bei einem stadtbekannten Scharlatan suchte, dessen Anzeige versprach, jegliches Problem zu lösen. Als Gegenwert verlangte er nur, dass ich, sollte ich jemals den *Aufenthaltsort des Bernsteinzimmers* (ich fand diese Formulierung äußerst merkwürdig) in Erfahrung bringen, ihm diesen mitzuteilen hatte mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen. Was der Scharlatan nicht wusste: Viele Jahre zuvor hatte ich in einer anderen Sache einen Vertrag unterschrieben, in dem ich mich verpflichtete, niemals an ebenjene Information zu gelangen.

So war ich fein raus.

Die Hilfe des Scharlatans bestand darin, dass er seine Kleidung ablegte, dann in einem nie dagewesenen Ritual irgend etwas vollbrachte und mir im Anschluss daran versicherte, ich brauche mir keine Sorgen zu machen. Das erfüllte mich mit einem Gefühl von Ruhe, die ich dringend nötig hatte. Ich dankte dem Mann und kehrte zum Telefon zurück, welches ich zuvor durch einen raffinierten Trick derart manipuliert hatte, dass meine Abwesenheit nicht bemerkt worden war. Worin dieser Trick bestand, weiß ich heute nicht mehr.

Die Bundesanstalt für die Schikanierung des kleinen Mannes nun verfolgte, wie ich bereits wusste, das Ziel eines persönlichen Erscheinens meinerseits. Da es ihr gesetzlich aber nicht zustand, Zwang auf mich auszuüben, hatte es sich zur gängigen Praxis entwickelt, per Telefonanruf auf die verlockendste Art und Weise eine freiwillige Einladung auszusprechen.

„Kommen Sie in die Hauptstadt! Sehen Sie echte Sturmschäden!“,

warb eine Stimme, die zarte und wundervolle Gefühle in mir erweckte, für ihr Anliegen. Es war fast unmöglich für mich, mich dem Kitzel, der von diesen Worten ausging, zu verweigern. Ich brachte alle erdenkliche Geisteskraft auf und lenkte mich ab, indem ich im Kopf Argumente gegen den Einsatz von chemischen Kampfstoffen in Friedenszeiten sammelte und, als das nicht mehr genügen wollte, Argumente für den Einsatz von chemischen Kampfstoffen in Friedenszeiten. Doch die Stimme, von der übrigens gänzlich unklar war, ob sie einem – so sagte man damals – *echten Menschen* gehörte oder vielleicht einer künstlichen Intelligenz, fuhr in jenem säuselnden Tonfall fort:

„Alle anderen sind schon da! Sie fehlen als einziger!“

Gerade hatte ich begonnen, dies als peinliche Finte zu belächeln, als mir klar wurde, dass die Worte Code waren – ich hatte sie schon einmal vor langer langer Zeit gehört. Und wenn mir auch der genaue Kontext nicht bekannt war, stand nun fest: Es konnte kein Zufall sein.

Ich musste schleunigst dieser nunmehr nicht nur unangenehmen, sondern lebensgefährlichen Sprechsituation entschwinden. Am anderen Ende der Leitung ließ sich bereits eine gewisse Unruhe vernehmen, die aber auch Vorfreude sein konnte.

Die Stimme versuchte es ein letztes Mal:

„Niemand zwingt sie, zu kommen! Wenn Sie sich dafür entscheiden, tun Sie es also aus freien Stücken! Und wäre es nicht wunderbar für Sie, etwas aus Gründen der *persönlichen Freiheit* zu tun?“

So sehr ich auch dagegen ankämpfte, diese lückenlose Logik pflügte sich durch die Furchen meines Gehirns. Doch dann geschah etwas Unerwartetes: Es klopfte an meiner Tür und eine Schar von Menschen aller Altersklassen, Geschlechter und Hautfarben, von denen mir nicht ein einziger persönlich bekannt war, begehrte Einlass. Schnell klärte sich alles auf. Offenbar war mein Telefongespräch durch einen technischen Fehler im Radio übertragen worden, woraufhin spontan ein *cult following* entstanden war, dessen Ausläufer ich nun in meinen vier Wänden begrüßen durfte.

Als ich dann beruhigt, aber merkwürdig zornig ins Telefon bellte, mir käme diese hektische Wende im Prozess unglaubwürdig vor, nahm mir, ohne dass Zeit für eine Entgegnung gewesen wäre, eine der Zuschauenden den Hörer aus der Hand und legte ihn in einer unaufgeregten Bewegung auf die Gabel. Sie sah mir direkt in die Augen und sagte ruhig: „Wir leben nun einmal in einer schnelllebigen Zeit.“

Ich konnte ihr nur zustimmen, denn ich wusste aus den Zeitungen darüber Bescheid.



Der Stiefel der

bösen Zaubererin

Thema: "Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre"

Was sagen die einzelnen Beteiligten?

die Schule: (schweigt)

die Eltern: (schweigen)

die Uni, die Freunde, alle anderen Umfelder: (schweigen)

Dann der Arbeitgeber: Sie brauchen dafür eine Steuernummer.

Dann das Jobcenter: Das müssen Sie mit dem Finanzamt klären.

Dann das Finanzamt: Hier ist das Formular, es ist ganz leicht auszufüllen.

...

...

...

Zurück beim Finanzamt: Damit gemeint war, es ist ganz leicht auszufüllen, wenn Sie mit den Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre vertraut sind.

Ich: Bin ich nicht. Woher auch? Helfen Sir mir. Sie kennen sich da doch aus.

Finanzamt: Das dürfen wir nicht. Gehen Sie zu einer Steuerberatung.

Ich: Ich hab kein Geld für sowas. Von allen anderen triftigen Gründen, warum das problematisch ist, das outzusourcen, einmal abgesehen.

Finanzamt: Da können wir nichts machen.

Ich: Doch, Sie können mir helfen, das auszufüllen.

Finanzamt: Es gibt die Ausfüllhilfe.

die Ausfüllhilfe: Ich bin nur ansatzweise verständlich für Menschen, die mit den Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre vertraut sind.

Ich: Die Ausfüllhilfe ist nur ansatzweise verständlich für Menschen, die mit den Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre vertraut sind.

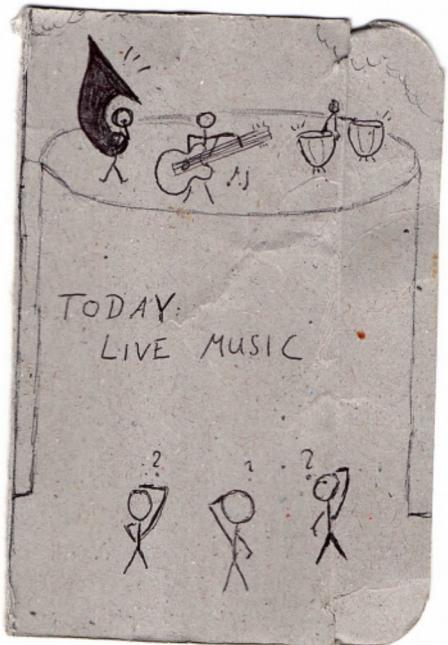
Finanzamt: Es ist Ihre Aufgabe, sich mit den Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre vertraut zu machen, nicht unsere.

...

...

...

Ich: Ich verlange die Pointe.



Reisenotiz – 13.09.2019

Einmal fuhr sie mit dem Fernbus nach Dresden. Am Bahnhof sagte einer: „Eine Puddingschnecke, bitte!“. Neben ihr auf der Wartebank trank man Energy – Getränk der Marke „Power for your life“. Im Bus spielten die Reservierungsnummern eine Rolle bei der Platzverteilung. Sie saßen ganz hinten. Wenn sie den Vorhang aufzog, erschien ihr die Mark Brandenburg recht sandig. Sie dachte über Sterntaler nach, die Handlung war ihr nicht mehr präsent. Was geschah vor dem Geldregen im Nachthemd? Niemand hatte sich neben den Mann gesetzt, der auf Tschechisch telefonierte. Am Südkreuz wurde er gar fast vergessen, weil er draußen geraucht hatte. F kratzte sich an der Socke. Sie sprachen über Dreifelderwirtschaft und das Vögelsterben in Kanada. Draußen kreiste ein Adler. Die Straße, welche sie befuhren, hieß Eurospeedway Lausitz. Das klang in ihren Ohren sehr modern, und möglicherweise nicht gut für den Adler. Sie überholten ein Postauto. An Frisuren hatte sie zuletzt immer der modische Aspekt gestört. Während der Bus dahinfuhr, erinnerte sie sich an Würm. Sie hatte dort in ihrer Jugend gelegentlich einen Friseursalon besucht, dessen Namen sie nicht mehr wusste. Nach dem Auszug aus dem Elternhause hatte man die Kirchengemeinden Würm und Huchenfeld zusammengelegt, das war nach ihrer Zeit gewesen. Sonnenflecken flackerten auf der braunen Cordhose. F schaute geradeaus. Im Bus räusperte sich jemand. Das war also die Gegenwart.

Draußen war Moos zu sehen, und Bäume, ein roter Container. Sie passierten den Gasthof Freienhuter Eck, es war nun schon später Nachmittag. Auf der Elsterbrücke erschien ihr das Zugfahren als die angenehmere Art des Reisens. Hochmut kommt vor dem Fall, wurde ihr eingebläut. War sie hochmütig? Für die Nacht hatte sie ein Zimmer in einem Landgasthof gebucht. Die Pferde würden sich dort erholen können, sie den Reisemantel ablegen. Noch säumten die Betondecke und zur Linken viel Heu ihren Weg. Der Bleistift wurde ihr stumpf und es wurde ihr traurig zumute. Was würde aus ihr werden? Bad Liebenwerda war ein anerkannter Kurort. Sie vermutete es gab dort eine sprudelnde Quelle, oder etwas ähnliches.

Über den zufriedenen Großstadtmenschen - 22.07.2019

Er trinkt Hafer/
Flat White
und trägt /
im Sommer
ein flatterndes Blumenkleid.

In seinem Café /
da hängt Werbung/
für
Biodanza
Ayurveda
Massage.

Babysitter preisen /
ihre Dienste an/
sie wollen/
das Kind des Großstädters/
versorgen.

Die blaue Stunde – 12.05.2019

Mit einem Bier im Blut erscheint die Stadt poetischer, als sie es in Wahrheit ist. Es ist zum schreiend Davonlaufen. Einer raucht im ausgetrockneten Teich. Morgen müssen alle arbeiten.

Teresa M.

der Kühlschrank ist offen, es zieht

Ja, offen sind wir. Und ehrlich – wir haben ja auch nichts zu verstecken. Wie es uns geht? Alles gut. Wie immer, wir werden eben älter. Das Wetter wird besser. Doch klar, es gibt auch Fragen, die nicht gehen, die wir nicht beantworten wollen. Doch das weißt du ja zum Glück auch, wir sitzen im selben Boot. Uns geht es ja auch nichts an, wieviel du verdienst, was du im Kühlschrank hast oder was du wählst.

Weißt du, damit stellen wir sicher, dass wir auch das nächste Mal, wenn wir uns sehen, gut miteinander auskommen, wir uns sagen können, dass alles gut ist und das ist ja die Hauptsache. Es ist also ein ganz wichtiger sozialer Akt, so unheimlich offen wie wir zu sein, aber eben auch nicht zu übertreiben damit.

Ja, ich weiß, es macht ja auch einfach Sinn. Wenn ich nicht weiß, wieviel du verdienst, kann ich auch nicht so neidisch und missgünstig sein, wenn ich nicht weiß, was du wählst, brauche ich mir keine Sorgen zu machen, mit wem ich gerade spreche, zu wem ich gerade nett und offen bin. Wenn ich nicht weiß, wie dein Kühlschrank von innen aussieht –

Moment.

Will ich wirklich nicht mehr von dir hören als das unausweichliche „Alles gut“, das mir die Deutschen doch sowieso bei jeder Gelegenheit so liebenswürdig und vorauseilend gehorsam entgegenrotzen? Mich zufrieden geben mit der traurigen Behauptung, dass sich nichts wesentlich verändert hat in deinem Leben? Das Wetter? Es beschäftigt euch sehr, ich weiß, denn es verändert sich ständig und macht, was es will...

Doch ja, über das Wetter zu reden ist auch unverfänglich und leicht. Es ist für alle, die sich ungefähr am selben Ort bzw. in einem dieser wertvollen „Alles-gut-Gespräche“ befinden, objektiv gleich – wenn auch subjektiv und in der Wahrnehmung auf Gefühlebene verschieden, doch diese Ebene scheint vernachlässigbar bzw. nicht von irgendeiner Relevanz innerhalb eines solchen „Intermezzos“. Sprechen wir also von dem, was für alle gleich ist (da gehören Kühlschrankinhalt, Wahlverhalten und insbesondere das Einkommen nicht dazu), wird das Zusammentreffen im Großen und Ganzen so verlaufen, wie wir es erwarten. Wir müssen uns nicht mit der unterschiedlichen Verteilung von Kapital und Ressourcen auseinandersetzen, nicht mit verschiedenen Sichtweisen auf Gerechtigkeit, Politik, Moral etc., die es auch in jenen Konstellationen der Gleichen dieser Welt sehr wohl gibt. Unser Befinden wird davon fast gänzlich unbeeinflusst bleiben, doch eben nur fast. Denn zumindest das eine große Sehnen, der uralte und nie sicher erfüllte Wunsch nach Zugehörigkeit wird besänftigt, ein Leben für die Bestätigung.

Wieder eine spontane Interaktion überstanden, ohne dass wir nun Angst haben müssen, was die Leute reden werden, ohne die unangenehme Aufgabe, über die andere Person (oder Personen) groß nachdenken zu müssen, auch sie wird in der Dorfgemeinschaft verbleiben – so haben beide was davon.

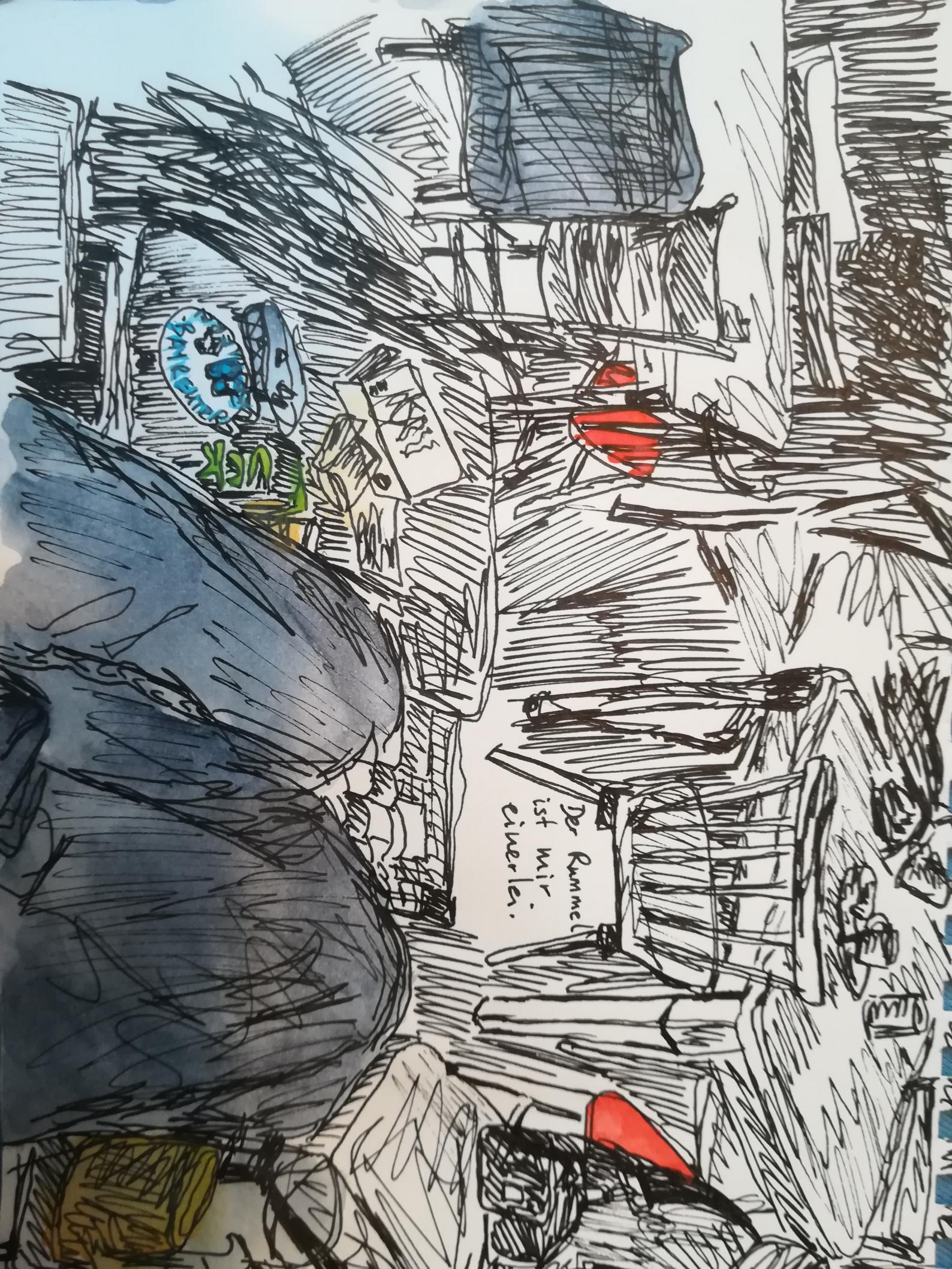
Aber eben sehr wenig. Wie traurig, dass beim absoluten Gros der spontanen Zusammentreffen nicht mehr als dieses kleine Flöckchen Opium für die Einzelnen herausspringen soll.

Zum Abschluss noch die heiß ersehnte Pointe zum Kühlschrank. „Du bist, was du isst.“ Das glauben die Menschen. Zum Glück hat dein Kühlschrank eine Tür – sonst könnte ich vielleicht ja noch, wenn auch sicher nur sehr oberflächlich, einen Blick darauf erhaschen, wer du bist.

Und das wollen wir ja nicht. Offenheit? Die Tür gehört zu.

Bayern ist ätzend. Unglaublich, wie ordentlich es hier ist und alles seinen beschissenen Platz hat – nur ich nicht. Darf ich hier sein? Will ich hier sein? Der Berge wegen ja. Der Luft wegen. Des Platzes wegen, der so groß ist, dass sicher noch mehrere Millionen Menschen hierher migrieren könnten. Doch wär diesen das überhaupt zuzumuten? Sie wären sicher meine Hoffnungsträger_innen, um aus Bayern doch noch einen menschlichen und angenehmen Ort zu machen. Doch ist das ja auch albern, diese Menschen funktionalisieren zu wollen – aber von alleine klappts halt nicht. Die Antifa? Ne, wahrscheinlich auch nicht. Grenzen öffnen, das alleine würde vielleicht noch retten können, was so verloren scheint.

Zuvor habe ich Sachsen bewandert. Die gleiche Chose? Nicht ganz, zwar ist das Gros der dortigen Bürgis beileibe nicht weniger superrechts als hier in Bayern. Doch das Gefühl, unter ihnen zu sein, ist ein anderes. Eins von direkter körperlicher Bedrohung und Unerwünschtheit. Im königlichen Bayern dagegen fühle ich mich eher psychisch bedroht und attackiert, die Leute hier scheinen zu wissen, was mich fertig macht. Oder verhalten sie sich etwa mir gegenüber aus einem anderen Grund, als würde ich ihnen gleich die Jobs wegnehmen? Aus Angst? Ach, hoffentlich nicht schon wieder aus Angst...



A child's drawing of a pile of trash. The trash is depicted with various items like a blue bottle, a white box, a red object, and a yellow item. A speech bubble originates from the pile of trash.

Der Rummel
ist mir
einerlei.

Im Sportpalast

Der Sport wird von einer Aura der unangreifbaren Harmlosigkeit vor der Kritik geschützt – an der leicht bemerkbaren Verquickung von Sport, Ideologie und Geschäft werden häufig Letztere kritisiert, aber der Sport bleibt unangefochten. Der Fassade der Harmlosigkeit dient die Gleichsetzung von Sport, Spiel und dem Dienst an der Gesundheit. Die Erhaltung der Gesundheit kommt aber letztlich der Ausbeutung, die geringen Fehlzeiten garantieren die Profite der Ausbeuter, und den Krankenkassen zugute, die unter der hohen Lebensdauer und kostspieligen medizinischen Behandlungen des Durschnittsbürgers ächzen.

Dennoch hat es an ignorierten Kritikern – an Veblen, Huizinga und Adorno sei erinnert - des neuzeitlichen Sports nicht gefehlt und auch Teile der radikalen Arbeiterbewegung wie die *Freie Arbeiter Union Deutschlands* wandten sich gegen ihn.

Für die auf Befreiung zielenden Kräfte war und ist es eine entscheidende Frage, wie die arbeitende Klasse ihre freie Zeit nutzt, ob sie Schlafmittel konsumiert oder sich Tätigkeiten widmet, die der bestehenden Gesellschaft entgegen wirken.

Im 20. Jahrhundert hat der Sport zweifelsohne eine gewaltige Expansion erfahren, er ist kein Privileg der Mächtigen mehr; und im Gegensatz zu den politischen Parteien und Organisationen kann er eine treue Massenbasis an sich fesseln.

Diese Expansion war nur möglich, weil der Acht-Stunden-Tag erkämpft wurde, es in den industrialisierten Staaten zur Erhöhung des durchschnittlichen Lohnniveaus kam – ein Fahrrad war vor 1900 für die einfache Frau unbezahlbar - und die Fortschritte in der Automatisierungstechnik – mit einer deutlichen Zunahme der angestellten Büroangestellten verknüpft - schwere körperliche Arbeit reduzierten.

Die Stumpfheit der sich ausbreitenden Büroarbeit, die Einfachheit ihrer Handgriffe - Telefonieren und Tastendrücken - das lange Sitzen am Schreibtisch, produzieren bei den Angestellten einen Drang nach Bewegung, eine Kompensation der physischen Erstarrung, die vom Sport absorbiert wird.

Dieser nähert allerdings den Körper durch Funktionalisierung wieder der Maschine an, vor der er flieht.

Der Sportfanatismus entbehrt nicht der Absurdität: In Zeiten, in denen der Stand der Technik körperliche Anstrengung abschafft und längst menschliche Muskeln in den Schatten stellt, zieht es die Lohnabhängigen in die Sporthallen, wo sie an Maschinen ihre Körper stählen, als müssten sie täglich in den Urwald ziehen und der schwer zu erlegenden Beute nachstellen.

Der Rückschritt wird wohl durch nicht wenige Sportarten - offensichtlich im Federball, Polo und Teilen der olympischen Disziplinen- begünstigt und sogar produziert, die eine Abstammung von der Jagd erkennen lassen und entsprechende Bewusstseinsrückstände im Unbewussten hervorziehen.

In der Sprache hat sich dieser Zusammenhang in Formulierungen wie dem Torschuss, dem Torjäger und den-Ball-abjagen manifestiert – im Englischen kann *to score* punkten als auch erbeuten bedeuten.

Das Schreien, die physischen Auseinandersetzungen und die Parolen, z.B. gegen den modernen Fussball, auf Sportplätzen und im Publikum enthalten so manchen Hinweis für den Rückfall der Zivilisierten hinter die Zivilisation. Reklame zieht eine Linie vom Sportler zum Raubtier.

Der Sport zeigt sich auch dadurch als verantwortliches Mitglied der Klassengesellschaft, da er der Sprache und dem Denken fernsteht und sie fernhält, ja den Körper so in den Griff nimmt und der allgegenwärtigen Hast unterwirft, dass Besinnung nicht möglich wird. Die Sportlichsten sind nicht zufällig auch die Geistfeindlichen, krass Verdummten.

Die Tatsache, dass Tausende einen Marathon durch eine entmenschlichte, unwirtliche Stadt laufen wollen – während der Zustand der auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaft dem von Einsicht geleiteten Drang nach Tätigkeit genügend zu tun geben würde – untermauert die Einsicht, dass es sich beim Sport auch um lückenfüllenden Unsinn handelt, einer Pseudo-Aktivität, die bei der Rationalisierung der eigenen Untätigkeit dienlich ist.

„Mich kann niemand tadeln, das Heraufkommen des autoritären Staates konnte ich nicht verhindern, denn ich habe für den 10-Kampf trainiert.“ – so etwa die Logik des gesunden Menschenverstandes.

In der Reklame für die Sporthallen zeichnet sich noch ein anderes Moment ab.

Lockstoff sind lediglich Fotografien von schwitzenden Körpern. Ein Grund mehr für den alten Gedanken, dass Reklame listige Ausnutzung des Unbewussten ist.

Die Sportaffinen zieht es zum Schweiß, zieht es dahin, sich auch noch in der freien Zeit zu schinden.

Und viele Lohnabhängige sehen, dass ihre Arbeitskraft in längst hinfälliger und fragwürdiger Form verschüttet wird - sie nur fürs Herumsitzen und Überwachen von Lämpchen bezahlt werden.

Sie sehen, dass sie an ihrem Ausbeutungsplatz nichts Substanzielles tun, nur so tun als ob Arbeit zur eigenen Parodie wurde.

Aufgrund ihrer Befangenheit in der dem Sport entlehnten Leistungspflicht jedoch, die ihnen einhämmt, das Fortkommen des Teams hinge am schwächsten Glied, meinen die Sportfanatiker, die wirkliche *kraftkostende* Leistung in der Freizeit nachholen zu müssen. Sport ist Kompensation.

Die Überreste der verwitternden christlichen Kultur und das alte biblische Wort:

„*Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen*“ und seine Spuren im zentraleuropäischen kollektiven Unbewussten dürften der Sache und der Wirkmächtigkeit der Reklame ebenfalls einen Dienst tun.

Für die kompakte Majorität ist Sport außerdem eine Ersatzreligion und Ersatz-Nationalismus - der christliche Glaube ist *unglaubwürdig* geworden und die Nation ein Fliegengewicht gegenüber den Machtblöcken.

Die Identifikation mit der Fangemeinschaft und den erfolgreichen Vereinen braucht das kümmerliche Ich als Prothese und für den narzisstischen Gewinn, den die Arbeit nicht spendet, schließlich auch um seine aggressiven Impulse gegenüber den anderen Gruppen äußern zu können. Diese wird von den Machthabern und ihren Institutionen gern stimuliert und gefördert - die bisherigen Klassengesellschaften

konnten auf das Prinzip Brot und Spiele nicht verzichten – sie wissen darum, dass es ein kleiner Schritt vom Charity Lauf zum Marschieren, dem Wehrsport und dem Drill ist, den sie in Kriegszeiten den Untertanen einüben müssen.

Wenn nicht alles täuscht, ist der Sport ein Mittel der Desexualisierung des Leibes, die verdeckt wird durch die Sportifizierung der Sexualität. Möglich, dass die Impotenz der Kraftsportler und Radfahrer nicht ausschließlich Resultat der eingenommenen Pillen, sondern letzte Konsequenz der Funktionalisierung ist.

Die auf die Spitze getriebene, auf Muskeln reduzierte Männlichkeit schlägt in die Sabotage von stereotyper Männlichkeit um. Sport wird zu einer zeitgemäßen, rationalisierten Form der klösterlichen Kasteiung gemacht. Die Lust treibt man sich aus durch ihre Verbindung mit physischer Anspannung, und mit dem verräterischen Trost, dass Sport dem Sexualleben nicht schaden kann.

Der schweißgebadete Körper hat sich gegen sinnliche Berührung mit einem Schutzfilm überzogen und seine Präsentation gehört in eine Reihe mit dem Kult der schwieligen Faust, des wütenden Machens, der Lobpreisung der harten Handarbeit.

Varlin

Hamburger Straße 14612 Falkensee Juli '99

Für hunderte von Außenlagern ein Gesichtspark.

Wie wäre es, wenn an allen Orten des NS-Terrors
eine bewusste Erinnerung stattfände?

Man könnte kaum von A nach B gelangen, ohne erinnert zu werden. Wäre es bedrückend, in so einem Land zu leben?

Und wenn ja: Wäre eine deprimierte Stimmung in
irgendeiner Weise unangebracht?

Der "Gesichtspark" darf an der Gabelung Gedanken
vs. Infotainment nicht falsch abbiegen.

Eine Infotafel: „Ungezählte Menschen starben hier.“

Der französische Gedenkstein: „victimes de la barbarie nazie.“

Wer hat Recht?

Absits der Wege Schilder: „Zutritt für Unbefugte verboten -
Lebensgefahr!“ Warum, bleibt unklar.

Ein Beispiel für gelungenes Gedenken.

Bleib auf dem vorgegebenen Weg, sonst bist du tot -
die Stadt Falkensee 2019.

Vor 75 Jahren: keine Warnschilder.

Wenn Sie während der Lektüre dachten:

Endlich! Noch eine Zeitschrift, die zu nichts nutze ist und sicherlich von keinem gelesen wird.
In diesen dürftigen Zeiten, wie kann ich das Blatt unterstützen,
wenn Geld und Einfluss keinen Beitrag leisten können?

Nun: Schreiben Sie uns Ihre scheinbar so wirren Gedanken und Ihre Manifestationen.

Sollten sie sich von dem Schund abheben, in dem wir ertrinken, dann werden sie abgedruckt.

serpentberlin@riseup.net

<https://serpentmagazine.github.io>

